

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 3. November 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 12.

Ver schwunden.

Ver schwunden ist das fröhliche Blau, Verwelkt Jasmin und Flieder; Herblücker Himmel, bleiern und grau, Sieht gleichzeitig Regen hernieder.

Mühsam grad wie das Wetter ist Mein Herz; Nichts will mich erfreuen; Die Sonne sucht mit Gewalt und mit List

Die Wolken zu zerstreuen.

Ah, gute Sonne, auch du weicht nicht

Rath,

Daß der Nebelschleier zerfliehe;

Was die Liebe mit ihrer Sonne nicht

thut, Thust du nicht mit all deiner Liebe.

R. Zoosmann.

Der sprechende Hund.

Das Phänomen von Theerhütte.

An den üblichen Redaktionswogen hatten es die Kollegen, die von meiner Fahrt zu dem sprechenden Jagdhund hörten, nicht fehlen lassen. Ich solle mir von ihm kein Jägerlatein aufbinden lassen, meinten die einen, und andere riefen mir, den redseligen vierbeinigen Zeitgenossen über seine Meinung vom Raubtier Kravallprozeß zu interviewen. Offen gestanden, recht ernst hatte ich die Geschichte von dem sprechenden Hund in der Lezglinger Heide auch nicht genommen. Aber die Sache erschien mir doch zu „ausgefallen“, um frei erfunden zu sein. Gemäß dem bekannten Scherzwort: „Wieslecht läuft in der Langan Gasse doch ein Hecht!“ konnte in Theerhütte, so ging es mir durch den Sinn, ja in der That ein lebender Räder zu sehen sein.

Theerhütte? Wie kommt man dort hin? Die Frage war nicht so leicht zu beantworten. Die Angabe „Lezglinger Heide“ gab zwar die Richtung an, in der der Ort zu suchen war; aber die Lezglinger Heide ist groß, und mehrere Dörfer liegen dort. Schließlich fand sich der Ort in einem Handbuch, das sämtliche Maulwurfsbauhöhlen Deutschlands verzeichnet. Er liegt in der Nähe von Lezlingen, inmitten der Heide, die durch die Hoffjagen bekannt geworden ist, und hat 48 Einwohner. Die nächste Bahnstation ist Gardelegen in der Altmark.

Eine Autofahrt von etwa 15 Kilometern durch die einsame Heide, über der graue Nebelnebel brauen, führt mich dem Ziele entgegen. Rechts und links von der Straße ist in Rudeln das Wild. Zehn, zwanzig, dreißig Hirsche stehen mit verschwimmenden Konturen gegen den grauen Horizont, Spieß und Gabel meist; aber auch ein paar ganz kapitale Acker. Als der fauchende und knatternde Wagen naht, heben sie den Kopf und äugen uns nach, ohne sich sonst weiter beunruhigen zu lassen. Dann tauchen niedrige Dächer auf, und nachdem ein Gatter durchfahren ist, hält das Auto zwischen einigen regellos durcheinander stehenden Gebäuden. Das ist Theerhütte.

Der Besitzer des sprechenden Hundes, der königliche Hegemeister Ebers, ist nicht zu Hause. An seiner Statt empfangen mich zwei lebenswürdige junge Damen, seine Töchter, und geleiten mich in die mit zahlreichen Jagdtrophäen geschmückte warme Stube. Es bedarf keiner langen Erklärung für meinen Besuch: „Sie wollen gewiß den Hund sehen?“ meint Fräulein Ebers, öffnet die Thür und ruft: „Don!“

Herein kommt ein brauner, wohlgenährter Vorsteherhund und zwei kleine vierbeinige Genossen folgen ihm. Diese beiden werden wieder hinausgeschickt. Don aber schmeigt sich an seine Herrin an, läßt sich von dem fremden Besucher auch bereitwillig streicheln. Dabei blickt er mich an, mit einem tiefen, fragenden Blick, wie ich ihn bei Hundern bisher niemals gesehen. Man glaubt fast, in diesen Augen etwas Menschliches wahrzunehmen. Dann bellt er mit tiefem Ton; aber das wird ihm unterzagt, und wie ein gut gezogener Jagdhund gehorcht er aufs Wort.

Fräulein Ebers hat inzwischen eine Semmel geholt: „Nun sage mal, was Du hast?“

Der Hund bellt wieder; aber das hingereichte Stück Weißbrot wird ihm darauf entzogen. „Das ist nichts; das ist abeck!“ sagt Fräulein Ebers verweisend. „Du sollst sagen, was Du hast.“

Da bringt das Thier einen seltsam atzantwärtigen, aus zwei selbständigen

Tönen bestehenden Laut hervor, und man versteht deutlich in diesem Doppellaut das Wort „Ruchen“. Der Hund wiederholt es mehrfach, und die Wiederholungen werden jedesmal deutlicher. Dabei schnäuft und leucht er; seine Flanzen bebend und man sieht, wie er sich anstrengt. Doch die richtige Antwort hat Don noch nicht gegeben. Abermals wird er gefragt: „Was hast Du?“

Und nun tönt es vernehmlich: „Hunge!“ „Hunger!“

„Brad, Don. Was willst Du nun haben?“

„Ruchen haben!“ „Ruchen haben!“ antwortet gehorcht der Hund und erhält seinen Lohn, den er mit echt hündischer Gier verzehrt.

Ich kann nicht sagen, daß ich über alle Mäßen erstaunt gewesen wäre. So verblüffend das Gehörte war, es klang nicht eigentlich unnatürlich. Die Worte, die der Hund von sich gab, hatten nicht den Timbre einer menschlichen Stimme. Wäre es der Fall gewesen, ich hätte eine Mystifikation angenommen, geglaubt, daß das junge Mädchen eine geübte Bauchrednerin sei. Aber so aut verständlich die Worte „Hunger“, „Ruchen“ und „Ruchen haben“ auch waren, sie klangen trotzdem thierisch, waren von gurgelnden, bisweilen bellenden Nebengeräuschen begleitet, und sie waren phonetisch auch keineswegs aus deutlich zu unterscheidenden, artikulatorischen Konsonanten und Vokabeln gebildet. Wohl aber war kein Zweifel daran, daß der Hund zu sammengesetzte Laute von sich gab, die mit allen den Tönen, die ihm von Natur verliehen sind, keine Ähnlichkeit haben, und die auffallender Weise den Sprachversuchen der Taubstummen ähneln.

Diese primitive Art, neue Laute zu bilden, spricht aber nicht gegen, sie spricht für das Phänomen. Es besteht darin, daß ein Hund sich mit unerkennbarer Anstrengung bemüht, menschliche Laute, die er gehört, nachzuahmen, so nachzuahmen, wie es ihm mit Hilfe seiner primitiven Organe möglich ist. Man vergesse nicht, daß Rekltopf, Rachenhöhle, Gaumen, Zunge und Zähne des Hundes von wesentlich anderer Beschaffenheit sind als beim Menschen, daß dem Hunde vor allen Dingen die beweglichen Lippen fehlen, ohne die z. B. die Hervorbringung aller Labialkonsonanten wie b, f, m, p, r, vollkommen unmöglich ist. Noch mehr, die gesammte menschliche Artikulation und Lautbildung ist auf die spezifischen menschlichen Sprachwerkzeuge gebunden, und es ist daher undenkbar, daß ein Hund, bei dem diese Organe ganz anders, unendlich viel primitiver ausgebildet sind, phonetische Aeußerungen hervorbringen kann, die auch nur annähernd der Perfektion der menschlichen Sprache gleichkommen. Die vorartigen Lautbildungen des Hundes lassen denn auch nur primitive Reklante deutlich erkennen, die aus tiefem Rachen zu kommen scheinen.

Später kam der Hegemeister selbst, ein älterer Herr, und in seiner geraden, freundlichen Art ein rechter Fortmann. Er wiederholte alsbald die Versuche mit dem Thier, und in seiner Gegenwart gelangen sie noch besser als vorher. Auf die Frage: „Wie heißt Du?“ beantwortete der Hund jetzt mit einem tiefen, rauhen Laut, aus dem man sehr wohl das Wort „Don“ (es wird von der Familie immer „Don“ gesprochen) herausgehört konnte. Naturgemäß ist kein „D“ zu hören; denn der Hund kann selbstverständlich den schwierigen Dentallaut nicht bilden. „Don“ klingt bei ihm etwa wie ein langgezogener, stolzer Reklant; das Wort ist auch unter den von dem Thier nachgeahmten Worten am schwierigsten zu erkennen. Am menschenähnlichsten, wenn man so sagen darf, erscheint das Wort „Ruchen“, das der Hund in zwei gleich stark betonten Silben herausbringt.

ger Vorgelegter des Hegemeisters hinaus. Jetzt hat ein naßer Angehöriger die Sache in die Öffentlichkeit gebracht.

Don ist, so versicherte Herr Ebers, überhaupt ein außergewöhnlich intelligentes Thier, was sich auf der Jagd häufig gezeigt habe. Vor Jahren soll er auch einmal in logischer Zueinanderbindung das Wort „Martha“ gesprochen haben, nämlich als man ihn gefragt hatte, wer ihn denn hinausgelassen habe. Thatsächlich hatte ihm eine der Töchter, die Martha heißt, die Stubentür geöffnet. Die Probe aufs Exempel ließ sich aber nie anstellen; denn der Hund hat das Wort nicht mehr wiederholt, und man wird diesen Fall deshalb als unterbügelt auszuscheiden haben. Don öffnet auf Geheiß auch selbst mit den Vorderpfoten die Thür, und wenn man ihm sagt, er solle die Hand drücken, so versucht er, die ja wenig bewegliche Pfote um die hingehaltene Hand herumzulegen. Ich habe diesen Versuch selbst mit ihm angestellt; aber das sind bloß mechanische Kunststücke, die auch anderen Hunden beibringen sind.

Es bliebe noch zu untersuchen, ob sich der Hund des Sinnes der Worte bewußt ist, die er nachsagt, oder ob er auf die Fragen nur mechanisch reagiert wie irgend ein anderes dressirtes Thier. Ich glaube eher, daß das letztere der Fall ist; aber ich bin zur Entscheidung dieser schwierigen Frage nicht kompetent. Das mögen Thierpsychologen von Ruf zu ergründen suchen. Soviel steht aber fest, und jeder Mensch mit gesundem Sinnen kann sich davon überzeugen, daß der Hund Laute hervorbringt, die an menschliche Worte anklängen und diesen zweifellos nachgebildet sind. Es handelt sich hier um keinen Humbug ala „Ringer Hans“, nicht um „Waldmannsgehirn“ nach Art der fliegenden-Blätter-Witze. Dem ehrlichen Hegemeister Ebers liegt der gleiche auch völlig fern. Was ich hier schreiben, ist Thatsache.

Fortwährend kamen briefliche und telegraphische Anfragen, ob die Geschichte von dem sprechenden Hunde auf Richtigkeit beruhe, ob und wann man ihn sehen könne. Anologen und Naturwissenschaftler sind unter den Anfragenden; auch Unternehmer, die ernstlich die ungeheure geschäftliche Ausbeutungsfähigkeit des Phänomens auf dem Variete und im Circus beargreifen haben, treten bereits an den Besitz des Hundes heran. In der Weltabgeschiedenheit des Heidebordes hat er diese Möglichkeiten mit allen ihren Konsequenzen kaum erst begriffen.

Durch amerikanische Börsenpapiere ruiniert.

Nach Hinterlassung von 250,000 Mark Schulden flüchtig geworden ist der Inhaber der bekannten Papier-Engros-Firma J. Haug in Berlin, Nachf. Ernst Grundwald. Allen Anschein nach hat er Selbstmord verübt. Vor etwa zehn Jahren übernahmen die Kaufleute Ernst Grundwald und Ring die bekannte Firma J. Haug, deren Spezialität im Vertrieb von Pergament Packpapier und Tüten bestand. Ring trat vor zwei Jahren aus, der 42 Jahre alte Kaufmann Grundwald führte das Geschäft nun als alleiniger Inhaber weiter. Er galt als tüchtiger und solider Kaufmann. Die Ehe mit seiner Frau soll in den letzten Jahren nicht sehr glücklich gewesen sein, da angeblich diese einen sehr großen Luxus entfaltete, was häufig zu Auseinandersetzungen zwischen den Eheleuten Anlaß gab.

Grundwald spekulierte in der letzten Zeit viel an der Börse. Namentlich bevorzugte er amerikanische Papiere, und durch die jetzt eingetretene Baifse hat er alles verloren. Das Geschäft war in den letzten Jahren auch schlecht gegangen. Er war wiederholt mit den Zahlungen im Rückstand, so daß ihm vor einiger Zeit ein Theil des Kredits entzogen wurde. Seine gesammten Lagerbestände und Materialien waren verpfändet, und schließlich war die Deroute so groß, daß er nicht einmal seinen Arbeitern die Wochenlöhne zahlen konnte, so daß diese die Arbeit niederlegten. Dann ist G. spurlos verschwunden! Später traf in seinem Geschäftslokal ein Brief von ihm ein, in dem er seiner Buchhalterin mittheilte, daß er nicht mehr unter dem Leben des Briefes gelangt sei. Die Verbindlichkeiten Grundwalds werden auf ca. 250,000 Mark geschätzt.

Bremen.

Von Eduard Gildemeister.

Nord, Ost, Süd, West — Bremen best!

Könnten wir uns vorstellen, daß vor unseren Augen die alte Hansestadt mit ihren Thürmen und Giebeln, dem grün-silbernen Gürtel ihrer Wallanlagen, den Gartenvorhöfen und dem nässereichen Hafengebiet durch einen Zauber verschwände nebst allem, was der Fleiß ihrer Bürger hier im Laufe einiger Jahrhunderte geschaffen hat — läßen vor uns einen eintönigen, verschlafenen Strich Landes, schwerlich geeignet für das Ausflügen einer großen und machtvollen Handelsstadt. Rings niederes Grasland und spärliche Heide, so weit das Auge reicht, nur am Flußufer ein schmaler Dünengürtel, der den Kern der alten Stadt bildet, und am Horizont ein bläulicher Streifen: der Rand der hohen Geest, die von drei Seiten ihre waldreichen Ausläufer in das Marschland vorschiebt. Das Land schwach bebölkert, die nächsten großen Städte, Hamburg und Hannover, weit über hundert Kilometer entfernt. Gegen vierzig Meilen fährt ein Schiff von Bremen weiterabwärts, bis es die „salzige See“ erreicht, und meilenweit zieht sich dann noch die Flußrinne in unsichtbarer Windung durch die Sandbänke, heute durch Tonnen und Baten für den Schiffer gekennzeichnet. Würden Tonnen und Leuchtfeuer fehlen, so könnte kein größeres Schiff es wagen, sich der Küste zu nähern.

Es gehörte ein hartes und waagemuthiges Volk dazu, an diesen unwirthlichen Platz über See und Land die Handelswege zu leiten und im Kampfe nicht nur mit Wind und Wetter, sondern auch mit nicht weniger eigenwilligen Nachbarn, die beide Flußufer aufwärts und abwärts in Händen hatten, Bremen zu einer Stadt zu machen, die sich im Bunde der Hanse neben Lübeck und Hamburg lange Zeit fast ebenbürtig behauptete. Und noch zähere Thatkraft bedurfte es vielleicht, in der Neuzeit den Wettstreit mit dem glücklicher gelegenen Hamburg und mit den belgisch-holländischen Häfen zu bestehen. Zweimal hat Bremen seit hundert Jahren, von der Noth getrieben, einen tüchtigen Schritt gemacht, um seine Stellung im Weltmarkt nicht zu verlieren: zuerst die Gründung von Bremerhaven um 1830 durch den großen Bürgermeister Smidt, wodurch man Bremen an die See rückte. Sodann die Vertiefung der Unterweser nach dem franziskanischen Plane des Oberbaudirektors Genialius 1883—94, wodurch man die See nach Bremen hinaufzog. Zwischen diese beiden Marksteine der bremischen Handelshäuser fällt die Gründung des Norddeutschen Lloyd (1856), dieser Welt-Dampfergesellschaft, die 45 Jahre später nach dem Raumbegriff ihrer Schiffe die erste der Welt geworden war. Mit ihrem Blühen und Gedeihen sind seitdem die Geschichte Bremens aufs engste verknüpft.

Der Lloyd, schon bei der Gründung mit reichen Mitteln versehen und auf große Ziele gerichtet, wurde durch den Postrückgang, den Bremen mit den Vereinigten Staaten abschloß, von selbst auf Schnelligkeit, Pünktlichkeit und Sicherheit seiner Fahrten hingewiesen; also auf Dampferbetrieb, auf Passagierfahrt, während die oleidzeitig in Hamburg gegründete Hamburg-Amerika-Linie im ersten Jahrzehnt nur aus Segelschiffen bestehend, neben der Beförderung von Auswanderern sich vor allem auf Güterverkehr einrichtete und so vielleicht dem Handel ihrer Stadt unmittelbarer diene. Aber auch der Lloyd mußte seine Frachten auf den Spuren des Bremer Handels suchen und, um selbst zu wachsen, die alten Stärken und neue aufsuchen. Auf die New Yorker Linie — die für Hamburg längere Zeit die einzige blieb — folgte die Baltimorelinie, dann die New-Orleans-Linie, die, wenn auch wenig rentabel, durch die Befestigung der Baumwoll-Beziehungen für Bremen einen Sieg bedeutete, auch den Tabakhandel träftigte. Von großer Bedeutung für Deutschland war für Bremen wurde dann die von Bismarck eingeleitete Einrichtung der Reichspostdampferlinie nach Ostafrika und Australien, einer Unternehmung, die vielfach in der Presse, auch von Bremen aus, als ein Eingriff in die Selbstständigkeit des Handels gerabe bekämpft wurde. Der Erfolg hat Bismarcks weitsehenden Plan glänzend gerechtfertigt, der Handel vervielfachte sich in kurzer Zeit. Für den Lloyd aber wurden die Linien trotz späterer Erhöhung der „Subventionen“ erst lukrativ, als sein Leiter, der Doktor Wiegand 1898 die Küsten-Schiffahrt zwischen Indien und Südchina — nach Aufkauf zweier englischer

Linien — deutsch machte, sie vielfach verzweigte und erweiterte und so den Anlaufhäfen der Hauptlinien Blut zuführte. Sechszwanzig Dampfer des Norddeutschen Lloyd liefen 1904 auf beiden Zweigen von Bombay bis Hongkong, von Siam bis zu den Philippinen.

Auf die Dampfschiffahrt auf dem Pantekiang, die der Norddeutsche Lloyd 1899 eröffnete und später gemeinschaftlich mit der Hamburg-Amerika Linie betrieb, war eine Anregung Wiegands. Der Name dieses rastlos thätigen, vielseitig bedeutenden Mannes muß genannt werden, wo man von Bremens Blüthe spricht. In seinem Wirken äußert sich die Ueberzeugung, daß die Interessen des Vaterlandes und der Vaterstadt sich überall bedenken müssen, und daß die großen Opfer, die Bremen für den Norddeutschen Lloyd gebracht hat, auch für das Deutsche Reich gebracht sind.

Die Ursache, die den bremischen Steuerzahler zu stets wachsenden Ausgaben für die heimische Schiffahrt nötigt, ist in erster Linie die enorm anwachsende Größe der Schiffkörper. Wie ein vielköpfiger Familienvater schauernd seine Rangen aus den Kleibern heraus- und über die Betten hinauswachsen sieht, so Mutter Bremen ihre Schiffe! Im Jahre 1800 hatte der größte Segler, der bereits die atlantische Fahrt machte, 300 Tons Rauminhalt. Im Jahre 1850 über 900 Tons; im Jahre 1900 über 14,000 Tons. Und zwar befah damals der Norddeutsche Lloyd allein fünfzehn Dampfer größer als 10,000 Tons, ferner 26 größer als 5000 Tons, im ganzen etwa hundert überseeische Dampfer. Der Wettkampf um die Schnelligkeit erforderte immer größere Typs, und diese forderten entsprechende Schleusentore, Trodenbods und Liegenplätze. Hatte die Stadt für den ersten Hafen an der Wesermündung mit seinen vielverwunderten eisernen Schleusentoren mit Mühe 3 Millionen Mark aufgebracht, so kosteten die folgenden Neubauten und Vergrößerungen 6 Millionen, 8 Millionen, 24 Millionen. Dann folgte das große Werk der Weserfortifikation mit 30 Millionen, ungeachtet die Vertiefung der Außenweser, und zwar alle diese Anlagen ohne die Beihilfe des Reiches und der Uferstaaten Preußen und Oldenburg.

Dieses letztere Werk, die Vertiefung der Weserfahrtrinne für Schiffe bis zu 16 Fuß Tiefgang stand in engem Zusammenhang mit der Anlage eines großen Hafens in Bremen-Stadt und diese wiederum mit dem lange hinausgeschobenen Zollanschluß Bremens an das Reichsollgebiet, wodurch eben ein Freihafen bei der Stadt zur Nothwendigkeit wurde. Für diesen Hafen mit Speiderei- und Schuppenanlagen, der 24 Millionen kostete, übernahm das Reich die Hälfte der Kosten. Zum Unglück bestränkte der Reichstag den so nötigen Zollfreien Bezirk für Industrieanlagen auf ein Minimum, im Vergleich zu dem, was man Hamburg bewilligt hatte. Aber doch ging eine jubelnde Stimmung durch die alte Hansestadt, als diese gewaltigen, mit ernster Sorge begonnenen Arbeiten beendet und wohl gelungen waren, als ein frischer Zug den bremischen Handel belebte und die schwarzen Voraussetzungen, daß der Zollanschluß vor allem den Tabakhandel ruinieren würde, nicht eintrafen.

Deutschland war um 1889 durch seine beiden Handelsstädte an der Nordsee — nicht der Zahl, aber dem Raumbegriff der Schiffe nach — die zweite Handelsmacht der Welt geworden. Daran war Bremen mit 26 Prozent, Hamburg mit 31 Prozent beteiligt; aber 1903 zeigt sich das Verhältniß sehr zu Hamburgs Gunsten verschoben: Bremen hat 28 Prozent, Hamburg 53. Noch deutlicher wird das Uebergewicht Hamburgs, wenn man die Binnenschiffahrt beider Städte vergleicht: Die Elbschiffahrt Hamburgs übertrifft die Weserschiffahrt Bremens beträchtlich, nämlich um das Siebenfache.

In der Baukunst kommt ein starker Bürgerinn zum Ausdruck, der schon in Alt-Bremen, wie in vielen alten Handelsrepubliken, dem Baumeister ausgesprochenemachen das Programm auf den Weg gab, etwas noch nicht Dagewesenes zu schaffen. Wie um 1550 die Velterleute der Kaufmannschaft mit dem Neubau ihres Hauses am Markt, dem Schütting, das gotische Rathaus übertrumpfen wollten, welches dann bald durch eine neue Prachtstraße seinen Rang behauptete, so entfiel 300 Jahre später durch Heinrich Müllers Hand die prunkvolle Börse, die wieder in neuester Zeit durch die hochragenden Massen der Baumwollböfse von J. G. Poppe überboten

wurde; übrigens ohne daß das ehrwürdige Alte in seiner Wirkung geschädigt wäre. Die Bauten der Glanzzeit zu erhalten und das Neue ihnen mit künstlerischem Sichbedenken anzupassen, ist das Bestreben aller. So ist der herrliche Dom in den alten Formen neu erstanden und glücklich ergänzt, ohne Votterie oder Staatszuschüsse. Aus eigenen Mitteln errichteten sich der Norddeutsche Lloyd, die Reichshandelsgesellschaft und die großen Banken ihre Paläste, die Gemeinden ihre Kirchen, Waisenhäuser und Wohlfahrtsanstalten. Durch reiche Schenkungen bremischer Bürger entstanden die neue Kunsthalle, die Volksbibliothek und — ein Stolz Bremens — die Denkmäler und Brunnen Meisterwerke von Tuailon, Hildebrand und anderen deutschen Künstlern.

Für die städtischen Bauten werden in der Regel Wettbewerbe ausgeschrieben, meistens für alle deutschen Architekten, seltener für Bremer Architekten allein. Im ersten Fall ist dann der Sieg für die Bremer schwer, aber ehrenvoll. So ist der schöne Bau der Stadtbibliothek von J. G. Poppe das Ergebnis eines schwer errungenen Sieges. Dester aber fallen die städtischen Bauten auswärtigen Künstlern zu, und wenn das Ergebnis nicht immer befriedigend ausfällt, erklärt sich das leicht aus einer mangelnden Vertrautheit mit der Eigenart des Stadtbildes. Als wohlgelungene Beispiele sind das neue Rathshaus gegenüber dem Rathshaus zu nennen und — soweit schon ein Urtheil zulässig ist — das neue Stadthaus von Gabriel & Seidl.

Ueber den bremischen Privathausbau ist schon viel Rühmendes gesagt worden. Seine Eigenthümlichkeit, das Einfamilienhaus, haben viele Städte für Neuanlagen auf ihre Fahne geschrieben, und die Wandlungen einer neuen Kunst haben die alte Eigenart nicht unglücklich beeinflusst, vor allem nicht den besten Theil des Bremer Hauses: den Garten!

Bremen ist die Garten- und Blumenstadt. Wie vor hundert Jahren sich die Wälle und Gräben der Altstadt unter der Hand des Meisters Utmann in anmutige Landschaften von überraschender Schönheit verwandelten, wie zur selben Zeit eine reife Gartenkunst in dem benachbarten Bauerndorf Oberneuland die ruhig vornehmenden Sommerresidenzen der Bremer Patrizier entstehen ließ, so wurde 50 Jahre später von den Bürgern der Velschlag gefast, die vor den Thoren der Stadt gelegene, 140 Hektar große Bürgerweide in einen „Bürgerpark“ großen Stils zu verwandeln, wie ihn damals New York und Boston schufen. Mit dem Künstler, der diesen Park erfand und ausführte, dem Medlenburger Banque, erlebte Bremens Gartenbaukunst ihre zweite Blüthezeit. Von ihm ist auch ein Theil der Landschaft angelegt, die von dem Abhang des hohen Lesumers über Schilf und Weide ins grüne Land hinaus schauen. Erst in neuester Zeit haben sich jene alten Anlagen zu voller Schönheit entfaltet, und eine neue Gartenkunst, an die älteste anknüpfend, setzt ihre streng getheilten Flächenmuster und verschwendrische Blütenmassen neben die langsam gereiften landwirthschaftlichen Bilder.

Vieles wäre noch zu sagen, aber das Bild wächst schon über den Rahmen hinaus. Was für Bremens ferneres Blühen eine gute Gewähr gibt, ist die starke Heimathliebe und eine kräftige, selbstbewusste Jugend, die ihren Willen durch Sport und Arbeit gestählt hat. Mehr als andere Städte muß Bremen sich sagen, daß es, um auf der Höhe zu bleiben, unermüdlicher Wachsamkeit und Anstrengung bedarf. Aber es braucht noch etwas anderes: das Wohlwollen und die Unterstützung des übrigen Deutschlands. Und daß ihm diese nicht fehle, liegt wiederum im deutschen Interesse.

Die Nacht des Gelbes.

Als der deutsche Kronprinz in Bonn weilte, fuhr er auch mal nach Köln. Die Ausfächer, die davon gehört hatten, wollten ihn gerne sehen und deshalb vorher keine Fuhr annehmen. Der Kronprinz, von allen nicht genannt, will von einem Ausfächer gefahren sein, doch dieser weigert sich, da er vorher den Kronprinzen sehen wolle. Dieser verspricht, das gefähre, und mit dem Versprechen, er erhalte ein gutes Trinkgeld, läßt der Ausfächer sich darauf ein. Als der Kronprinz ihm am Schluß der Fahrt 10 Mark Trinkgeld giebt, sagt der Ausfächer: „Jetzt bedanke ich mich auch, Hür, jetzt kann der Kronprinz mir de Raache bröcke.“